Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 48 (1965)
Heft: 12

Artikel: Rhapsodie in Schwarz-Weiss
Autor: Stebler, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411339

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weihnacht wirklich?

Der nachfolgende Artikel ist um die Jahreswende 1964/65 geschrieben worden. Er hätte frühestens in der Februar-Nummer erscheinen können. Da er aber an Aktualität nichts einbüssen konnte ausser dem Anknüpfungspunkt und unsere Zeitschrift sich nicht über Stoffmangel zu beklagen hat, zogen wir es vor, ihn auf die nächste Dezembernummer zu versparen. Die Redaktion

Das Fragezeichen im Titel habe ich von mir aus dazugesetzt, der Verfasser des Aufsatzes, den wir meinen, hätte es nicht geduldet. Es ist die Ueberschrift eines Weihnachtsartikels in der Basler «National-Zeitung» vom 24. Dezember 1964. Der Verfasser ist der bekannte Bundeshaus-Korrespondent dieser Zeitung, Rolf Eberhard. Seine Weihnachtsbetrachtung wollen wir nicht als Ganzes kritisieren — aber seine Eingangsworte, die haben es uns angetan! Rolf Eberhard schreibt:

«Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden seinen Namen Immanuel heissen, das ist verdolmetscht: Gott mit uns». Das ist nun nicht mehr bloss frommer Wunsch und leere Behauptung, sondern Tatsache. So tatsächlich wie Deine und meine Existenz ist die Existenz Gottes auf Erden ...

... das ist fortan und für alle Zeit das Menschenleben, jedes Menschenleben: die Stätte der Existenz jenes Gottes, der «Gott mit uns» sein und heissen will. Die Sonde aus der Unendlichkeit — um im Bilde zu sprechen — ist nicht nur in einer Entfernung von Tausenden von Kilometern an unserem Planeten vorbeigeflogen und hat dabei ein paar photographische Aufnahmen gemacht, wie dies mit der amerikanischen Venus-Sonde der Fall sein soll; sonst aber hat sie alles beim alten belassen. Sondern sie hat ihr Ziel getroffen, sie hat eingeschlagen, sie hat die Welt und das Leben gekennzeichnet: Gott ist nun da dabei.

So weit Eberhard in seinen Eingangsworten. Seine übrigen Verdienste wissen wir zu schätzen: seine immer frisch-lebendige und erdnahe Darstellung, seine sachliche Vertrautheit mit den Problemen der eidgenössischen Innenpolitik. Aber diese Eingangsworte zu seiner Weihnachtsbetrachtung wollen wir uns genauer ansehen.

Was kann Eberhard mit seinem Realitätsanspruch für Gott, mit seinem real-diesseitigen Gott meinen? Gehen wir Schritt für Schritt der Abklärung dieser Frage entgegen:

1. Da halten wir uns zunächst an den theologischen Gehalt seiner Sätze. Eberhard kommt ja von der Theologie her zur Journalistik und steht auch heute noch zu seiner theologischen Vergangenheit; er wird uns also verstehen. Die Lehre von der realen Existenz zweier von Grund aus verschiedenen Welten — eines Diesseits und eines Jenseits —, die Lehre ferner von einem persönlichen Gott, der in absoluter Trennung und Ferne von den Menschen in jenem Jenseits thront und nur gelegentlich durch eine Offenbarung den Kontakt mit den Menschen aufnimmt — der Ungeheuerlichkeit, der Unannehmbarkeit dieser Lehre für den modernen Menschen wird sich die heutige Theologie immer deutlicher bewusst. Darum holt sie Gott aus jenem erträumten Niemandsland heraus und bringt ihn näher an das Diesseits heran; sie stellt Gott sogar mitten in das Diesseits herein. Damit ergeben sich aber neue Schwierigkeiten. In welcher Weise soll dieser so ganz andere, so fremde und unnahbare Gott im realen Diesseits sich auswirken können?

Soll das geschehen in der Weise des Pantheismus? Gott geht auf in seiner Schöpfung; die Transzendenz Gottes wird umgedeutet in eine kosmisch-ontologische Immanenz; an Stelle der biblischen tritt nun die natürliche Offenbarung, an die Stelle der biblisch gebundenen tritt nun die natürliche Theologie.

Sollen wir mit Bischof Robinsons «Honest to God» Gott aus seiner Höhe herunterholen und ihn mit einem hohen Menschenwert, mit der gegenseitigen Menschenliebe, in eins setzen?

Sollen wir mit Tillich den supranaturalen Höhengott herunterholen und zu einem Gott in der Tiefe des Seins machen?

Sollen wir mit der vom Theologen Dietrich Bonhoeffer ausgehenden Bewegung eines «religionslosen Christentums» vom Zauber einer supranaturalen Dimension überhaupt ganz absehen und uns nur noch halten an einen streng säkular gesehenen und rein säkular wirksamen Christus? Wir zitieren die Worte des holländischen Theologen aus dieser Bewegung, die er 1960 in Strassburg gesprochen hat: «Die Ankunft Jesu Christi

---

Rhapsodie in Schwarz-Weiss

Vor Jahren berichtete ich an dieser Stelle über die Begegnung mit einem deutschen Missionar auf einem Mittelmeerschiff. Der Mann hatte jahrelang in der Levante gewirkt, und als ich ihn fragte, wieviele Araber er denn zum Christentum bekehrt hätte, antwortete er in freimütiger Offenheit, dass es ein einziger gewesen sei.

An diese Begegnung wurde ich erinnert bei der Lektüre des Buches «Die Stunde des schwarzen Mannes» (Buchklub Ex Libris Zürich, 1964), einem interessanten Dokumentarbericht von Hans Leuenberger. Der Verfasser, der sich als Reiseschriftsteller einen angesehenen Namen geschaffen hat, bietet Gewähr für sachliche Berichterstattung; er stellt uns die schwarze Bevölkerung Afrikas mit all ihren Vorzügen und Nachteilen vor, ohne irgend etwas zu verurteilen oder zu glorifizieren. Er registriert ganz einfach die Tatsachen, wie sie sind, ohne persönlich dazu Stellung zu nehmen und überlässt es dem Leser, nach eigenem Belieben seine Schlüsse zu ziehen. Leuenberger betont das denn auch im Vorwort zur zweiten Auflage: «In diesem Buch ging es um Grundsätzliches, das ich ohne Rücksicht auf religiöse, politische oder wirtschaftliche Interessengruppen ausgesprochen habe.» Ueber sein Verhältnis zur Religion schweigt er sich aus; auf Grund seiner Berichte indessen kann angenommen werden, er vertrete den christlichen Standpunkt, freilich auf jener gemässigten Grundlage, die auch andern Glaubensbekenntnissen Verständnis entgegenbringt.

In seinem Buch gibt es ein Kapitel «Missionare und Mission», das uns ganz besonders interessieren kann, weil er darin seine Eindrücke über das Tun und Treiben der christlichen Heilsbringer, denen er übrigens positiv gegenübersteht, ungeschminkt wiedergibt.

Die christliche Mission, stellt Leuenberger fest, war die unerlässliche Voraussetzung für das Eindringen der europäischen technischen Zivilisation in Afrika. Das bestreitet übrigens niemand; man kann sich bestenfalls fragen, ob sich diese Zivilisation segensreich oder verheerend ausgewirkt hat.

Die Gesamtheit der christlichen Missionen stellen, so schreibt der Verfasser, ein einzigartiges «Relais-System» dar, das, obschon die Stammesreligionen weiter bestehen, sozusagen jeden Winkel des ungeheuren Gebietes zu erfassen vermag. Die Stammesreligionen, ich erwähne das kommentarweise, bilden also eine gewisse Rückversicherung, und die armen Neger dürfen oder müssen sich auf zwei Religionsgebieten tummeln, dem angestammten und dem angelernten. Das hat den Vorteil, dass es, falls die eine oder andere Institution versagen sollte, gewisse Ausweichmöglichkeiten gibt.

Die christlichen Missionen, stellt Leuenberger fest, stossen auf allerlei Schwierigkeiten, und es ist unschwer zu erraten, dass diese durch die Emanzipierung der Schwarzen auftreten. «Vor allem in Afrika bricht jetzt ein Stadium der politischen Entwicklung an, in dem es vielleicht bald nur noch dem weissen Missionar erlaubt sein wird, menschliche Anliegen des Weissen in diesem Kontinent zu vertreten, zumal dort, wo der Weisse als verhasster ‚Kolonialist' abtreten musste». Deshalb zitiert er einen amerikanischen Methodisten-Bischof, der die Ueberführung der Missionen in schwarze Hände befürwortet, da das Christentum sonst als fremder Glaube zurückgewiesen werde. Er selber, Leuenberger, ist anderer Meinung: «Wenn jemand die Schwarzen nicht ausgebeutet hat, so sind es — ‚vielleicht', setzt er hinzu — in erster Linie die weissen Missionen,

in dieser modernen Welt wird ein säkulares Ereignis sein, oder es wird überhaupt nicht passieren.»

Wir sehen: Die gegenwärtige Theologie wird nicht nur in der Frage der Lokalisation Gottes, sie wird in der Gottesfrage überhaupt unsicher und sucht, um sich in der modernen Gesellschaft noch halten zu können, nach neuen Lösungen. Wir enthalten uns allen Spottes über diese wachsende Unsicherheit. Wir spüren in dieser Notlage eine Art von Ehrlichkeit; wir sehen darin das aufrichtige Eingeständnis, dass die heutige Theologie in der Gottesfrage in immer grössere Schwierigkeiten hineingerät und nicht mehr weiter kommt; dass sie keinen Weg mehr findet zu neuen, zu allseitig und sich selbst überzeugenden Positionen. Und ebenso unsicher wie die Gottesfrage ist heute die Frage nach Christus; ist doch die Christologie funktional an die Gottesfrage gebunden.

Man verstehe uns: Nicht die Notlage dieser verschämt eingestandenen Unsicherheit ist es, die uns Diesseitsmenschen irritiert; diese Notlage verstehen wir, und das mehr oder weniger ehrliche Eingeständnis dieser Notlage achten wir. Das aber, was uns irritiert, das ist die dreiste Leugnung dieser Notlage und Unsicherheit; das ist die Unhaltbarkeit, die völlig unmotivierte Sicherheit, die da aus taktisch-apologetischen Gründen nach aussen hin zur Schau getragen wird. Wir wissen es heute: Die Dreistigkeit und die gespielte Sicherheit wachsen proportional mit der Einsicht in die zunehmende Unsicherheit. Die Dreistigkeit der Behauptung, der leeren Behauptung, soll die Tiefe der Unsicherheit verdecken. Was uns hier irritiert, das ist der Versuch, zu bluffen; der Versuch, mit dem Bluff allfällige Gegner einzuschüchtern.

2. Damit wenden wir uns vom Theologen Eberhard weg und sprechen jetzt mit dem Journalisten Eberhard. Von allen den oben angeführten Unsicherheiten und Verlegenheiten der gegenwärtigen Theologie ist bei ihm nichts zu spüren; für ihn und vor ihm liegen die Dinge ganz klar und übersichtlich. Er hält fest am personalen und jenseitigen Gott der biblischen Tradition, nimmt aber zugleich diesen jenseitig-personalen Gott auch in die Realität des diesseitigen Kosmos herein. Diejenige Lösung, die von der zünftigen Theologie als die unwahrscheinlichste nicht mehr erwogen wird, gerade diese unwahrscheinlichste aller Lösungen legt Eberhard uns vor — und nicht nur das: Er legt sie uns vor als die allersicherste und klarste Lösung. Die Sonde der biblisch gemeinten göttlichen Realität geht nicht vorüber, sie sucht sich unter den unendlich vielen Sonnensystemen gerade unser Sonnensystem und in unserem Sonnensystem gerade und genau unseren bescheidenen Planeten Erde aus — und da nun schlägt sie ein, diese Sonde der Göttlichkeit, und von da an ist das ganze menschliche Geschehen der Schauplatz dieser supranaturalen Gottheit. Zweifel? Sie sind völlig ausgeschlossen! «Das ist nun aber nicht mehr bloss frommer Wunsch oder leere Behauptung, sondern Tatsache. So tatsächlich wie meine und Deine Existenz ist die Existenz Gottes auf der Erde.»

Vielleicht weiss Eberhard, vielleicht weiss er es auch nicht: Der ehrliche Gottsucher Bischof Robinson bemüht sich in seinem dem «Honest to God» folgenden Aufsatz «Das Gespräch geht weiter» um eine genaue Abgrenzung des Mythos gegen die reale Geschichtlichkeit und schreibt wörtlich p. 50: «In vielen gemeinverständlichen Darstellungen des christlichen Glaubens ist man der Ansicht, dass wohl im Hinduismus und in anderen Religionen zahlreiche Bezeugungen von Jungfrauengeburten zu finden seien, doch der Unterschied zum christlichen Glauben bestehe darin, dass die Inkarnation und die Jungfrauengeburt Jesu tatsächlich stattgefunden haben: sie sind historisch... Doch wir sind heute gezwungen, Mythos und Geschichte viel sorgfältiger zu trennen, als dass wir nun sagen könnten: Unser Mythos ist historisch... Doch wenn man behauptet, dass Inkarnation und Jungfrauengeburt historische Ereignisse sind, dann ist das keine saubere Argumentation.»

Vielleicht weiss Eberhard, vielleicht weiss er es auch nicht: dem führenden Philosophen der Gegenwart, Karl Jaspers, geht es in seinem jüngst erschienenen Werk «Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung» ganz wesentlich um den Nachweis, dass das, was als wirkliche Transzendenz die Geschichtlichkeit, die Zeitlichkeit und die Gegenständlichkeit überschreitet, niemals diese Transzendenz durchbrechen und in einem und zugleich Transzendenz und Immanenz sein kann.

---

von denen die schwarzen Politiker verlangen, dass sie ... als erste die Konsequenzen ziehen und zurücktreten.» Nach seiner Auffassung versuchen diese schwarzen Politiker nur eine Umkehr der heutigen Situation zu erreichen, nämlich die Beherrschung Weisser durch Schwarze. So ganz unrecht hat er damit wohl kaum, aber von wem haben die Neger diese Beherrschungstaktik denn bloss gelernt? Und dass die Missionen heute auf Schwierigkeiten stossen, bestätigt die Tatsache, dass es eben leichter ist, primitive Völker zu einem bestimmten Glauben zu bekehren als solche, die ihren Beglückern bereits etwas abgeguckt haben.

Es werden dann Beispiele angeführt, wie selbst schwarze Priester — in Kamerun — ihre weissen Kollegen zu verdrängen suchen, und es wird der Ausspruch eines weissen Missionars zitiert: «Jetzt zittern alle die christlichen Mitglieder unserer schwarzen Kirche vor dem Augenblick, da ich abtreten und nicht nur die Kirche, sondern auch den Schlüssel zum Geldschrank einem der schwarzen Katecheten übergeben muss.» Das Geldschrankdenken kommt in dem erwähnten Buch dann überhaupt häufig vor; es wirft auf die kommerzielle Tüchtigkeit der schwarzen Christen ein bezeichnendes Licht.

Schwierigkeiten erwachsen den weissen Missionen auch durch die Kolonialregierungen, die von der zu weit gehenden Intimität zwischen den Missionaren und ihrer schwarzen Gefolgschaft früher oder später Unheil erwarten. Dennoch seien diese fremden Behörden auf die aktive Mitarbeit seitens der Missionen mehr und mehr angewiesen. Das kann man auf alle möglichen Arten verstehen. Auch bei den weissen Missionen unter sich scheint nicht eitel Brüderlichkeit zu herrschen; so hätten zum Beispiel die evangelischen Missionen um Bamenda herum zunächst mit Unbehagen auf die neue Konkurrenz aus den USA geblickt. Diese aber fühlte sich dadurch gestärkt, «dass der britische Löwe immerhin schon ein wenig mit Dollars gefüttert werden musste».

Cherchez l'argent! Ob wirtschaftlich, politisch oder geistig, Konkurrenz ist überall unbeliebt.

Mit den Bibelübersetzungen in afrikanische Sprachen haben die Weissen auch kein besonderes Glück. Beispiel Aethiopien: «Die weissen Missionare hatten vor allem Bibeln in Gallasprachen übersetzt, gedruckt und auch stark verbreitet. Die koptischen Priester ordneten deren Konfiskation an, befahlen, statt dessen amharische Bibeln zu verwenden, und liessen die eingesammelten Galla-Bibeln kurzerhand in Stapeln verbrennen».

Nicht gerade nette Leute, diese koptischen Priester!

Dann ist die Rede von einem stummen Seilziehen zwischen der äthiopischen Regierung und den fremden Missionaren. Sieben protestantische Missionen liess der Kaiser in seinem Reich zu, doch mussten diese ihre Arbeitsgebiete auf der Landkarte genau einzeichnen. «Was geschah daraufhin? Sofort errichtete jede der Missionsgesellschaften möglichst nahe an der Grenze ihres Gebietes Missionshäuser, um Anhänger des benachbarten Missionsunternehmens zu sich herübezuziehen. Alle Missionsgruppen arbeiteten also konzentrisch vom Rand ihres Bezirkes aus, gerieten dadurch oft aneinander und gaben den Stämmen, unter denen sie wirkten, ein lehrreiches Beispiel ‚brüderlicher Zusammenarbeit'. Die Zwietracht unter den Weissen half nur, das Prestige der kaiserlichen Gewalt zu unterbauen.»

Also Konkurrenzkampf auf der ganzen Linie, obschon alle Beteiligten die Heilslehre des gleichen Gottes verkünden.

Ein Christus, ein Gott, der in einem und zugleich Transzendenz und Immanenz sein soll, ist ein Wunschgebilde der Theologie, ist aber niemals eine historische Realität. Doch alle diese Einwände, auch wenn Eberhard zufällig Kenntnis von ihnen hätte, würden seinen christlichen Amoklauf nicht aufhalten können — er *will* nun einmal mit dem transzendenten auch den immanenten Gott in einem — und Theologie und Philosophie, transzendentes und immanentes Geschehen haben sich dem Willen und Wunsch dieses religiösen Eiferers zu fügen!

Wir stellen fest: Hier treibt der Journalist Eberhard ein gefährliches, ein nur schwer zu verantwortendes Spiel mit dem Begriff der Tatsächlichkeit, ein gefährliches Spiel auch mit demjenigen Begriff, der funktional an die Tatsächlichkeit gebunden ist, mit dem Begriff der Wahrheit. In seinem Beruf, in seiner Berichterstattung aus dem Bundeshaus in Bern, dürfte er diesen Wechselbalg von «Wahrheit» und «Tatsächlichkeit» nicht verwenden; das brächte ihn bald vor die Schranken des Gerichts.

Eberhard kennt diese Bedenken und Einschränkungen nicht. Je unsicherer die Grundlagen, desto dreister sind seine Behauptungen. Wohl aber kennt er den zweifelnden und suchenden Menschen der Gegenwart mit allen seinen unangenehmen Gegenfragen und mit allen seinen lästigen Gegenargumenten. Der Bluff, der dreiste und hemmungslose Bluff soll diesen unangenehmen Zweifler und Frager einschüchtern, soll ihm die Gegenargumente aus der Hand schlagen, soll ihn mundtot machen.

Was für einen Erfolg verspricht sich eigentlich Eberhard von seiner theologischen Rabulistik? Den «säkularen Menschen», auf den heute die Theologie bis hinauf zum Papst mit so grossem Interesse eingeht, den kann er doch auf keinen Fall überzeugen, den stösst er ab.

Zum Schluss möchten wir Eberhard und auch der «National-Zeitung» in Basel noch einen guten Rat geben: Wenn im Advent wieder Not am Mann ist und die Redaktion verzweifelt nach einem «Opfer» Ausschau hält, das den fälligen Weihnachtsartikel schreiben soll — seid mutig, seid aufrichtig und lasst einmal diese Weihnachtsbetrachtung ausfallen! In der Zeit der allgemeinen Ueberfütterung mit Advents- und Weihnachtsbetrieb würde dieser Ausfall als eine tapfere und wohltuende Tat anerkannt und verdankt werden. Omikron

Was ist die Kirche?

Das weit verbreitete Gefühl, dass die Kirche ein Fremdkörper in unserem geistigen und gesellschaftlichen Leben ist, hat die Frage aufwerfen lassen, ob sich die Kirche ändern müsse. Wir meinen, dass diese Frage nur von der Kirche selbst beantwortet werden kann. Ob sie sich ändern muss, ob sie sich ändern kann, ob sie sich ändern will, ist ihre eigene Angelegenheit. Wir haben ihr keine diesbezüglichen Wünsche vorzutragen, noch diesbezügliche Vorschläge zu machen. Für uns, das heisst für diejenigen, die die Kirche von aussen betrachten (was natürlich nicht ausschliesst, dass wir sie von innen kennen), für uns hat die Kirche ein zwiefaches Interesse, nämlich ein theoretisches (wissenschaftliches) und ein praktisches.

Das Phänomen der Kirche ist uns deshalb von höchstem geisteswissenschaftlichem Interesse, weil wir in ihr allein Bekanntschaft machen können mit jenem grossen Gebilde und Motor der Menschheitsgeschichte, die wir Religion nennen. Die Kirche ist die authentische Erscheinungsform des Christentums, ja, man kann sagen: das Christentum ist identisch mit der Kirche. Es sei hier gleich vorgreifend bemerkt, dass wir dabei in erster Linie an die katholische Kirche denken, von der die protestantische nur noch ein Restgebilde und Schatten ist. Die katholische Kirche bewahrt ihre Echtheit schon durch ihren altertümlichen Charakter. Sie ist ohne Schwierigkeiten in die Reihe der grossen Weltreligionen einzuordnen, mit denen sie durch unzählige Merkmale verbunden ist. Denn Religion ist nun einmal eine altertümliche Sache, und man kann sagen, je tiefer wir auf der Stufenleiter der Kultur hinabsteigen, eine um so grössere Rolle sehen wir sie im menschlichen Geistesleben spielen.

Anderseits versteht man sich anzupassen. In Ghana, schreibt der Verfasser, werde versucht, die weisse Mission immer stärker auf rein erzieherische, ja technische Aufgaben zu verweisen und die Missionsschulen möglichst auch in die staatlichen Schulen überzuleiten, weil für diese sowohl die Geldmittel wie die Lehrer fehlen. Und deshalb: «Die Missionen ihrerseits werden sich bemühen, ein wenig in schwarzem Chauvinismus mitzutun, wenn auch mit gemischten Gefühlen.»

Aber schliesslich heiligt der Zweck ja die Mittel.

In diesem Zusammenhang: «In dem Mass, wie die Machthaber der neuen afrikanischen Staaten die weisse Mission zwingen, sich in ihren Dienst zu stellen, wird aber das Christentum kompromittiert werden. Möglicherweise liegt das sogar in der Absicht schlauer schwarzer Politiker, die in nicht gerader afrikanischer Tradition etwas weiter vorauszuplanen vermögen. Da Missionen besonders heute reale Grossunternehmen sind, die gewaltige Finanzmittel benötigen, werden sie auch kleine schwarze Finger zu ergreifen verstehen, selbst wenn ihre Leiter und Mitarbeiter wissen, wie ‚schwarz' die Zukunft aussehen mag.»

Es geht nichts über eine konsequente Haltung. Und «Grossunternehmen»: das sieht mir aus, als ob heute aus den einstigen Aposteln Traktorführer des Heils geworden wären.

Die meisten der neuen Machthaber eines freiwerdenden Afrikas, sagt Leuenberger weiter, sind ihres Zeichens Christen. Am Vormittag traf er sie oft in den verschiedenen christlichen Kirchen beim Gebet. «Anschliessend sah ich sie dann ebensooft inmitten politischer Wahlumzüge, in denen die alten Götter und Fetische mitgeführt wurden.» Die bekannte alte Liebe scheint auch da nicht zu rosten. «Wenn schon die hohen Herren als gute Christen mit heidnischen ‚mamies' auf den Strassen tanzen, warum soll ich da wegbleiben, so sagen sich die kleineren Christen. Sie helfen jetzt mit, ihren Glauben zu verwässern. Wer weiss, wie das afrikanische Christentum im Zeichen der Jagd nach Wählerstimmen in einigen Jahren aussehen wird?»

Vielleicht tout comme chez nous. Die Entwicklung wird nicht viel anders verlaufen.

Ja, was soll denn ein schwarzer christlicher Politiker tun, fragt Leuenberger mit Recht, wenn er weiss, dass nur fünf Prozent unter seinen Landsleuten getaufte Christen sind und der Rest den alten Göttern oder dem muselmanischen Allah dient? «Die weissen Missionen schliessen vor dieser Entwicklung beide Augen und sagen: ‚die Hauptsache ist, dass ‚unsere' Leute an der Macht sind'.»

Im Vordergrund also auch hier wieder die Macht, und zwar die sehr weltliche Macht eines Reiches, das nicht von dieser Welt sein soll.

Eine bezeichnende Episode für die Geschäftstüchtigkeit der Neger ist die Begegnung des Verfassers mit einem schwarzen Katecheten, der ihn, im Süden Aethiopiens, ein wenig hinter die Kulissen seines Amtes sehen liess. «Ich habe mich bis jetzt schon viermal verbessern können», erzählte der Mann ihm stolz. «Jetzt bin ich in der amerikanischen Mission angestellt, die mich meiner italienischen und amharischen Sprachkenntnisse wegen braucht. Ich stehe eben in Verhandlungen über eine weitere Lohnerhöhung. Wenn man mir nicht mehr zahlt, werde ich zu einer andern amerikanischen Mission übergehen, die mich schon gefragt hat, ob ich bei ihr unterkommen möchte.»

Aber nicht nur im Geistesleben, sondern auch in der Organisation der menschlichen Gesellschaft. Im Gefolge einer Arbeitsteilung, deren Entstehung wir nicht mehr ganz verfolgen können, wurde die Religion in zahlreichen Fällen monopolisiert. Es bildete sich ein Stand von Inhabern und Nutzniessern der religiösen Vorstellungen, der sich die Vermittlung zwischen Menschen und Geistern (Dämonen, Göttern) aneignete, und der vermittels dieser seiner angeblichen Sonderbegabung die Gesellschaft ausbeutete. Er trägt in den verschiedenen Kulturkreisen verschiedene Namen: Zauberer, Schamanen, Priester, und er hat in der Geschichte der Menschheit eine ungeheure Rolle gespielt.

Und tut dies jetzt noch. Man denke aus der bei uns herrschenden Religion sich den Priesterstand fort — und nicht nur, dass dann die Kirche als Organisation zusammenbräche, nein, es ist dafür gesorgt, dass sie dies als Religion täte; denn nach der Selbstaussage der Kirche ist die Religion an das Vorhandensein und Wirken des Priesterstandes gebunden: ohne Priestertum kein Christentum mehr. Wenn wir also nunmehr die Kirche wissenschaftlich betrachten, und das heisst, da sie ja ein grosses gesellschaftliches Gebilde ist, soziologich, so können wir sie definieren als die Machtorganisation des Priesterstandes.

Luther traf also die katholische Religion mitten ins Herz, als er seine Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen verkündete, das heisst, dass Religion wesentlich ein Verhältnis jeder einzelnen Seele zu Gott sei, ohne einer äusseren Vermittlung zu bedürfen. Wenn alle Priester sind, ist eben keiner Priester. Damit hätte sich für Luther das Christentum in lauter Privatangelegenheiten aufgelöst und wäre praktisch verschwunden, wenn er selbst dieser seiner revolutionären Erkenntnis treugeblieben wäre. Er hat dazu immer wieder einmal Anläufe genommen, aber seine Anhänger haben sich schliesslich doch in einem neuen, schattenhaften und staatlich konzessionierten Halbpriestertum wieder organisiert. So entstand neben der Priesterkirche die Pastorenkirche.

Das ganze Mittelalter war erfüllt vom Kampf des Priesterstandes mit dem Kriegerstand, dem Kampf um die politische Macht. Der römische Pontifex hatte sich an die Stelle des römischen Kaisers gesetzt, dessen Statthalter er eine Zeitlang war, und hatte den Imperialismus des alten römischen Reiches übernommen, den Anspruch auf die Weltherrschaft. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden, wie sich dieser Kampf bis in die Gegenwart fortgesetzt hat, und wenn ein Kompromiss zwischen der Staatsgewalt und der Kirchengewalt gegenwärtig Frieden zwischen beiden geschaffen zu haben scheint, so belehren uns doch Beobachtungen, wie wir sie besonders in Staaten spanischer Zunge machen können, dass die Kurie ihren Anspruch auf politische Herrschaft tatsächlich ebensowenig aufgegeben hat, wie wir dies andererseits etwa dem Kommunismus nachsagen.

Es kann ja ernstlich nicht in Zweifel gezogen werden, dass die Kirche nicht nur den Höhepunkt ihrer Macht, sondern auch den ihrer geistlichen Bedeutung und kulturellen Produktivität im Mittelalter hatte. Sie ist eben tatsächlich die Religion des Mittelalters, und sie ragt darum als ein grandioser Fremdkörper in unsere Zeit hinein. In *unsere* Zeit — was heisst das? Wann beginnt diese unsere Zeit? Wann wurde die christlich-katholische Kultur abgelöst durch eine neue, eben unsrige? Doch die Antwort auf diese Frage bleibe dem eigenen Nachdenken überlassen.

Gustav Wynecken †

Zum Rückzug geblasen

Ende September dieses Jahres überraschte im Zusammenhang mit dem Oekumenischen Konzil eine Nachricht die Weltöffentlichkeit, als der österreichische Rundfunk in seiner Aussendung am 28. September die Meldung in den Aether ausstrahlte, dass *sechs* lateinamerikanische Bischöfe die Forderung erhoben, die *Psychoanalyse*, die Lehre Sigmund *Freuds* vom Unterbewusstsein, den Träumen und vom Triebleben, die in der wissenschaftlichen Welt ungeteilte Anerkennung erlangt hatte, in den Dienst der Kirche zu stellen . . .

Die Monopolisierung des Seelenlebens durch kirchliche Anordnungen und Gebote, die alles Seelische, auf den Menschen

---

Wie weit bei einer solchen kommerziellen Einstellung das eigentliche Anliegen des Christentums sich durchsetzt, bleibt dahingestellt.

Ganz ohne Dollars geht die Chose nicht, ist man da abzuwandeln versucht. Die Ueberzeugungskraft dieses schwarzen Heilsbringers hängt also von der Bezahlung ab. Aber man kann ihm das gar nicht gross ankreiden, denn da steht weiter: «Erfolgreiche Katecheten, die in kurzer Zeit eine grössere Anzahl Bekehrungen vorzubereiten vermögen, werden besonders von amerikanischen Missionaren mit Gold aufgewogen.» Da alles amerikanische Handeln vom business diktiert wird, fragt man sich mit einiger Besorgnis, warum eigentlich diese Herrschaften soviel Kapital in die Heidenbekehrung stecken. Weiter: «Der neu eingesetzte Missionar fühlt sich zu Beginn immer ein wenig verloren im ‚Meer der schwarzen Seelen', in dem viele unheimliche Raubfische mitschwimmen. Da ist dann ein gut eingeführter, sprachkundiger Gehilfe unerlässlich für ihn, wenn er möglichst bald Siegesmeldungen über seine ersten Bekehrten in seine zahlende Heimat senden will.»

Ueber die Zahl der Siegesmeldungen macht der Verfasser keine Angaben.

Offenbar aber sind nur die Amerikaner so grosszügig im Ausgiessen ihres Dollarsegens, denn schon auf der nächsten Seite stellt Leuenberger fest: «Die materiellen Nöte, denen sich die Missionare ausgeliefert sehen, sind von jeher unermesslich gewesen und für manchen immer noch das Hauptproblem.» Hier fragt man sich wirklich, in welchen Kanälen denn der Mammon steckenbleibt, der zur Christianisierung der Schwarzen zusammengesammelt wird. Da machte zum Beispiel der Verfasser die Bekanntschaft eines skandinavischen Pioniers, der sich die Mittel zur Ausbildung seines in der Heimat weilenden Sohnes durch den Verkauf gesammelter Käfer und Schmetterlinge verschaffte, die ihm Museen abnahmen. Durch die Sammlertätigkeit kam er mit den wilden Stämmen Südäthiopiens zusammen; er schnappte später eine Bemerkung seines Nachfolger auf: «. . .ich sei eigentlich ein Heide, denn ich verkehre ständig mit den Magiern der Stämme im Missionsgebiet.»

Afrika mit seinen 220 Millionen Bewohnern, erfahren wir weiter, zähle über 20 Millionen Christen, doch soll diese Zahl umstritten sein. Magier versuchen, Konvertiten zu den Stammesgöttern zurückzubringen. Aus einer bestimmten Episode schliesst der Verfasser, dass die katholische Mission es in Afrika leichter hat als die evangelische. «Wunderglaube, Mysterium und Heilige kommen afrikanischen Vorstellungen näher als die Botschaft des Evangeliums.» Das erklärt vieles, und das kommt auch ausserhalb des schwarzen Erdteils vor.

Ueber den Wirkungsgrad der weissen Missionen in Afrika wird sich niemand Illusionen hingeben. Auf die Frage Leuenbergers an einen katholischen Missionar in Kenia über die Anzahl getaufter Christen in seinem Wirkungskreis soll die Antwort gelautet haben: «Einige tausend schlechte und einige Dutzend gute Christen», und der Fragesteller überlegte sich, was wohl mit den schlechten Christen geschehen werde, wenn der weisse Mann einmal abziehe.

Leuenberger beobachtete weiter, dass junge äthiopische Missionsschüler den Missionslehrerinnen den Gehorsam versagten. «Sie wissen eben, dass die Missionen nur noch geduldet sind und wollen lediglich soviel Englisch lernen, dass sie bei einem europäischen Kaufmann eine Bürostelle annehmen können.»

Reduzierte, in den Bannkreis ihrer Herrschaft gezogen hatte und dadurch mit der medizinischen Wissenschaft und ihren Teilgebieten, besonders der Psychoanalyse und der Tiefenpsychologie in Widerspruch geriet, hat störend auf die Entwicklung, Ausbreitung und Anwendung der wissenschaftlichen Erkenntnisse und der Forschungsergebnisse gewirkt. Auf dem philosophischen, weltanschaulichen und naturwissenschaftlichen Sektor hat dieser Eingriff der Kirche im Laufe der Jahrhunderte in der Entwicklung der Geistesgeschichte unzählige Opfer gefordert, von denen uns nur die bedeutendsten *namentlich* bekannt sind: Sebastian *Castellio*, Tomaso *Campanella*, Giordano *Bruno*, Galileo *Galilei* und Lucilio *Vanini*, die von der Kirche als «Ketzer» verfolgt, gefoltert, eingekerkert und einige von ihnen lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden ... Zu dieser relativ kleinen Zahl unbeugsamer Geistesheroen, die für eine Wahrheit in unerschütterlicher Haltung als Märtyrer ihrer Ueberzeugung Leben und Gesundheit opferten, kommt aber noch die ungeheure Zahl jener namenlosen «Ketzer», die, vergleichbar dem «unbekannten Soldaten» der Weltkriege des 20. Jahrhunderts, am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit — auch die Mutter *Keplers* war als «Hexe» vor einem geistlichen Gericht gestanden — verfolgt, gemartert und auf Grund böswilliger Verdächtigungen eines qualvollen Todes sterben mussten.

Ihnen allen hat der Schweizer Kulturphilosoph Walter *Nigg* in seinem Ketzerbuch ein Denkmal gesetzt.

Heute, da die Kirche nicht mehr die Macht und die Möglichkeit hat, Männer, die wegen ihrer wissenschaftlichen, der Kirche unangenehmen Erkenntnisse als Abtrünnige erscheinen, mit Feuer und Schwert wie im Mittelalter zu bestrafen, geschieht die «Verurteilung» auf dem Wege der Exkommunikation, der Diffamierung und Blossstellung dessen, der in dem von der Kirche usurpierten Bereich aufklärend und belehrend wirkt.

Vor fünfeinhalb Jahren habe ich in einem Aufsatz im «Freidenker» (Februarheft 1960, «Das religiöse Weltbild im Lichte der jüngsten kosmischen Errungenschaften») darauf hingewiesen, dass «als der bekannte Schweizer Philosoph und Tiefenpsychologe C. G. *Jung* vor einigen Jahren das Buch Hiob einer tiefgründigen psychoanalytischen Untersuchung unterzog, gegen ihn von theologischer Seite der Vorwurf erhoben wurde, *‚er habe Gott durch seine tiefenpsychologische Studie in das Ordinationszimmer des Arztes geladen ...'* nur deshalb, weil er die Hintergründe des schwergeprüften und unschuldig leidenden Hiob einer gründlichen Analyse unterzog und die legendäre Gestalt des die Leiden dieser Welt am eigenen Leib erkennenden Dulders, der an der Allmacht, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit seines Gottes verzweifelte, als das Typisch-Menschliche selbst einer grauen Vorzeit erkannte. Aus diesem Grunde wurde Jungs Analyse des Buches Hiob von kirchlicher Seite abgelehnt, obwohl sie die einzig richtige Erkenntnis des Tatbestandes darstellt.»

Und was geschah heute? — Unter dem Druck der Tatsachen — so wie sich die Kirche dazu entschliessen musste, das heliozentrische Weltbild des *Kopernikus* und seine philosophische Deutung durch den auf dem Scheiterhaufen auf dem Campo dei Fiori am 17. Februar 1600 endenden Giordano *Bruno* an Stelle des legendären biblischen Weltbildes von der Erde als der Mittelpunkt des Weltalls, anzuerkennen —, so haben in unseren Tagen sechs aufgeschlossene Bischöfe Lateinamerikas die psychoanalytische Lehre für die Kirche als annehmbar erklärt und damit den Anfang gemacht, ihr den Eingang in das «Allerheiligste», in den von der Kirche so gehüteten Seelenbereich des Menschen zu eröffnen.

Die mutige Tat der sechs hohen katholischen Würdenträger eröffnet ungeahnte Perspektiven, die weder Sigmund *Freud* noch sein Schüler C. G. *Jung* in diesem Ausmass voraussehen konnten, wenn auch der erstere in seiner Schrift «Die Zukunft einer Illusion» (1927) der Religion, ihren Dogmen und ihrer Lehre eine peinliche Diagnose und eine trübe Prognose stellte.

So bewahrheitet sich nicht nur bei Büchern, sondern auch bei wissenschaftlichen Erkenntnissen die Losung: Habent sua fata libelli. Tr.

Und so geht es weiter. Dem ganzen Kapitel lässt sich zwischen den Zeilen entnehmen, dass für die überwiegende Mehrheit der afrikanischen Negerchristen das Christentum bloss Sprungbrett zum Besserleben ist, dass es aber keineswegs Wurzeln geschlagen hat. Weiter lässt der Autor durchblicken, dass die amerikanischen Missionsgesellschaften immer mehr das Feld beherrschen — Begründung siehe weiter vorne — und die Lücken ausfüllen, die durch den Wegzug mehr oder weniger verhasster Missionare der Kolonialmutterländer entstehen, wobei mancher dieser Missionare versucht, sich in amerikanische Dienste zu begeben. In diesem Bestreben stimmen sie offenbar mit den bereits erwähnten Negerkatecheten überein. Immerhin sei den Yankees zugutegehalten, dass sie die «Bekehrung» der Neger mit friedlichen Mitteln versuchen, während sie den Vietnamesen die Freiheit mit Bombenflugzeugen beibringen.

Alles in allem lässt Leuenberger im Abschnitt «Bekehrt erst Europa» durchblicken, dass das Christentum in Afrika nicht mehr als eine Uebertünchung heidnischer Gebräuche und Gewohnheiten sei. «Gleich vielen andern Besuchern afrikanischer Missionen gab ich gelegentlich Denis Saurat recht, der in seinem Bericht über Afrika die Ansicht vertritt, dass wir vielleicht erst einmal selber zu guten Christen werden sollten, bevor wir Afrikaner zum Christentum bekehren.» Bis auf das ‚vielleicht' kann man den Satz unterstreichen.

In Unterhaltungen mit Missionaren, berichtet der Verfasser anschliessend, bezeichneten sich einige Leute mehr oder weniger selbstgerecht als ‚positive Christen', «so dass ich mich dann fragte, ob ich ein negativer oder vielleicht gar kein Christ sei, weil ich in mir nicht den Wunsch nach missionarischem Einsatz verspürte». Und weiter: «Warum hat nie ein weisser oder schwarzer christlicher Missionar versucht, mich zu jenem Christentum zu bekehren, das er ‚positiv' nannte? Keiner hat sich die Mühe genommen, mir zu sagen, was er darunter verstand. Handelt es sich vielleicht um ein Privileg, um einen geistlichen Machtanspruch?»

«Bigotterie ist in Afrika genau so abstossend wie in Europa und Amerika ... niemals aber vermochten die bigotten Missionare mich davon zu überzeugen, dass sie in ihrer übereifrigen, von scheinbarer Güte geradezu getränkten Tätigkeit glücklich seien.»

Leuenberger schliesst sein Kapitel mit einigen kleinen Sünden der weissen Missionare, von denen eine ergötzliche Kostprobe hier stehen möge. Ein Missionar, mit dem er ins Gespräch kam, stellte seine dicke Aktentasche etwas unsanft auf einen harten Zementboden. «Es klirrte fast unmerklich, und kurz darauf sickerte eine Flüssigkeit aus einer Ecke der Tasche. Der Pastor öffnete sie sofort, entnahm ihr ein dickes Bündel Dokumente und schüttelte dann die Scherben einer Flasche und den Rest der Flüssigkeit aus. ‚Schade um den Wein, den ich hier fürs Abendmahl eingekauft hatte!' rief er aus. Zufällig las ich das Etikett: ‚Rüdesheimer, Ernte 1951'.»

Nun, Leuenberger holte beim Händler der kleinen Stadt eine neue Flasche und überreichte sie dem Missionar. «Der Händler weigerte sich, mir zu verraten, wie er zu diesem seltsamen Getränk gekommen war.»

Mit einem Augenzwinkern schliesst der Buchverfasser das eingangs erwähnte Kapitel: «Am liebsten waren mir jene Missionare, die nicht nur über Sünder aller Art herfielen, sondern ... selber ein wenig sündigten und dadurch bewiesen, dass sie Erdenbürger sind wie ihre Schäflein, denen sie aus eigener Erfahrung heraus viel besser zu helfen vermögen.» J. Stebler